

1 Der grüne Hölderlin Nr. 15 Heidelberg

2 Der grüne Hölderlin

3 Eine ökologisch-musikalische Annäherung an einen Hell-Seher

4

5 Lebendige Töne sind wir; stimmen zusammen in deinem Wohllaut,
6 Natur.

7 Eines zu sein mit allem, was lebt!

8 Von Heraklit bis Heisenberg von den Griechengöttern bis zur Quantenphysik

9 Panta rei – Aber wohin?

10

11 Für kaum einen Dichter gilt der Aphorismus Friedrich Nietzsches so
12 sehr wie für ihn: Friedrich Hölderlin.

13 Legst du mich aus/ so legst du dich hinein/ ich kann nicht selbst mein
14 Interprete sein.

15 Das gilt von der Glorifizierung des national Heroischen oder
16 Heimeligen im George Kreis, bei den Nationalsozialisten oder bei
17 Heidegger – mit unterschiedlichen Nuancierungen, versteht sich – über
18 Denkmuster der französischen Dekonstruktivisten, die, ähnlich wie
19 Adorno, die „Risse“, das „Verstörende“ der Hölderlinschen Dichtung
20 betonten, bis zur 68er Bewegung, die Hölderlin zu einem Jakobiner
21 machte. Etwa in dem Theaterstück „Hölderlin“ von Peter Weiss zum
22 200. Geburtstag des Dichters vor 50 Jahren. Hölderlin wurde „einer
23 von uns“, und nicht zuletzt bescherte uns die Wiederentdeckung dieses
24 Dichters die berühmte Hölderlin Ausgabe von D.E.Sattler, im Verlag
25 Roter Stern, die das Zersplitterte und Uneindeutige des Werks sogar
26 optisch in den Mittelpunkt stellt.

27 Auch Hölderlins psychische Erkrankung wurde politisch interpretiert.

28 Bertaux, den ich vor vierzig Jahren bei einem Vortrag erlebte, sah in

29 der Erkrankung Hölderlins möglicherweise eine raffinierte Verstellung
30 um sich der Verhaftung als „Jakobiner“ zu entziehen.

31 Es sind Tiefe, Fülle und Vielfalt dieses Werkes, die es erlauben, eine
32 jeweils scheinbar „richtige“ Auffassung „hineinzulegen“, vom
33 nationalitischen Vordenker bis zum postmodernen Stichwortgeber.

34 Nun habe auch ich für den heutigen Anlass Hölderlin erneut, mit
35 meinen heutigen Etfahrungen gelesen – und war verblüfft.

36 Doch zunächst einen Blick in meine Hölderlin-Lese-Vergangenheit.

37 Während meiner Schulzeit – Abitur nach abgebrochener Bürolehre auf
38 dem 2. Bildungsweg – ist mir Hölderlin nicht begegnet. Schiller war
39 es, der mir mein „Evangelium der Freiheit“ (so J.W. Goethe)
40 verkündete.

41 Dann, im ersten Semester an der Kölner Albertus Magnus Universität
42 war es soweit. Ich habe die Szene in “Aufbruch“, dem 2. Band meiner
43 autobiografisch geprägten Romantetralogie festgehalten: „Mit
44 „Hölderlin“, ohne Einführung, ohne Übung, Betrachtung, Problem,
45 würde ich heute von elf bis dreizehn Uhr in der Aula meine
46 akademische Laufbahn beginnen.“

47 Es folgt die Beschreibung eines philologischen Desasters, einer
48 verstörenden Niederlage der Protagonistin, meines alter ego, die fast
49 zu einem Abbruch meines kaum begonnenen Germanistikstudiums
50 geführt hätte. Ich zitiere noch einmal: „...die Wörter forderten
51 Einlass.“Rondel der Zeilen“, „eines Verses Kreisbewegung“,
52 „Verflechtungen zierlich ausgestattet“, „gibt die Biografie die

53 Auskunft“ „Rhythmische Zäsuren“..“In alldem bezeugt das Pathos
54 seine vorwärtstreibende Kraft“, „Der pathetische Held ist unbedingt“.
55 Zwanzig Jahre, 1985, später dann der „Hölderlin-Preis“; in dessen Jury
56 übrigens auch eben der Professor saß, der mich damals in Panik
57 versetzt hatte.

58 Was hatte ich in meiner Dankesrede zu sagen? Weniger über
59 Hölderlin. Einiges aber zu meinem Umgang mit Dichtung und
60 meine Herkunft: Hier ein Zitat aus meiner damaligen Rede: „Ich
61 musste, anders als viele meiner Altersgenossen aus dem Bürgertum
62 nichts im Protest gegen die Vorstellungen dieser Schicht über Bord
63 werfen, weil ich nichts zu werfen hatte. Im Gegenteil. Ich hätte mir
64 meinen mühsam errichteten Zufluchtsort selbst zerstört. Ich sah, was
65 andere nur durch die verzerrende Brille ihrer bildungs- aber auch
66 kleinbürgerlichen Herkunft erblicken konnten mit neuen
67 unverbrauchten Augen. Mich hatte nie ein Vater zum Genuss des
68 Sonntagsbratens nach Goethes Geburtstag gefragt. Diesem
69 vorurteilslosen Blick, die emotionale Unbefangenheit bei der
70 Begegnung mit Literatur habe ich mir bewahrt.

71 Wie damals näherte ich mich denen, die mir vorangegangen sind, voller
72 Vertrauen, ohne Vorbehalte,... Ich stelle ihnen Fragen und sie
73 antworten mir, weil ich sie nicht in Frage stelle. Wie in der Liebe
74 erfahre ich nur dann etwas von mir und für mich, wenn ich mich ganz in
75 das außer mir Liegende hineinbegebe. Nur was ich liebe, öffnet sich
76 mir. Auch die Dichterinnen und Dichter geben nur dann ihre

77 Erfahrungen und Empfindungen preis. Sie alle sind meine
78 Zeitgenossinnen und meine Zeitgenossen, Verbündete und Komplizen....
79 Aber die Vorfahren sind nicht nur für mich, ich bin auch für sie da. In
80 der Kunst veraltet nichts. Aber das ist immer neu zu beweisen.
81 Denn das Alte ist nur ewig und zeitlos, wenn wir es in unsere Zeit
82 hineinholen, es veraltet nur deshalb nicht, weil es sich verändert.
83 Immer wieder ist zu ent-decken, dass sich das scheinbar Unzeitgemäße
84 am Ende als das der Zeit in einem tieferen Sinne Aktuelle
85 herausstellt.“
86 So formulierte ich es damals, 1985, und diesen Grundsätzen bin ich
87 seither gefolgt; in Interpretationen für die Frankfurter Anthologie zu
88 Hölderlins „Heidelberg“ und „Die Eichbäume“, in meiner
89 Poetikvorlesung hier an dieser Universität und nicht zuletzt in der
90 Anthologie „Gedichte fürs Gedächtnis“.
91 Heute lese ich das Werk des großen Kollegen mit wiederum neuen
92 Augen. Augen, nicht nur von Lebenserfahrung geschärft, sondern auch
93 durch neues Wissen, die Beschäftigung mit Naturwissenschaften,
94 Astro-, Geophysik und Evolutionsbiologie. Denn gleichzeitig mit der
95 Arbeit an diesem Vortrag hatte ich für die Internationalen
96 Musikfestspiele 2021 in Hamburg und Dresden den Text für eine
97 Konzertstück, für meine „Urknallkantate“ begonnen: Hier umkreise
98 ich die ewigen Fragen: Woher kommen wir? Oder: Wozu sind wir in
99 diesem Augenblick auf unserem blauen Planeten?

100 Ausgerechnet die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft führte
101 mich zu der Erkenntnis des „Eins in Allem“, der unendlichen
102 Verbindung alles Lebendigen, ja, aller Materie, und bekräftigte meine
103 Bewusstsein, dass es mehr gibt, als das, was wir heute mit unseren
104 Sinnen, unserem Verstand und mit unseren durch unseren Verstand
105 erzeugten Werkzeugen, Teleskopen, Satelliten, oder auch mit
106 Künstlicher Intelligenz wahrnehmen können.

107 Das hatte ich im Kopf, als ich diesmal meine Hölderlin Ausgabe
108 aufschlug, betroffen von dieser Aktualität: „Eins zu sein/ mit allem
109 was lebt.“ las ich da. Und „O gebt euch der Natur/ eh sie euch nimmt.“
110 (Empedokles)

111 Da hatte ich doch e i n e n Zeitgenossen: Meinen grünen Hölderlin!
112 Mit seiner Liebe zur „Erde, dein freundlich Grün“ 247. zur Natur, die
113 dem Dichter „Mut und Kraft“ gibt „das schöne Wetter, die heitere
114 Sonne und die grüne Erde“ für seine Arbeit, das Schreiben. Denn
115 „wohl tut die Erde“ (Der Einzige, 357)

116

117 Kurz gesagt: Hölderlin lese ich heute als einen Suchenden nach dem
118 Ursprung der Dinge, dem „Wesentlichen“. Das führt ihn zur Quelle
119 des dichterischen Seins, der dichterischen Existenz, zur Natur. Natur
120 aber ist kein Produkt menschlichen Fortschritts, kein Produkt der
121 Aufklärung, die Verstand und Ratio, „den Geist“, über alles stellt.
122 Natur kann sich nicht begründen. Sowenig wie der Klang, der Klang
123 der Natur. Der Klang alles Lebendigen, der Klang der Worte.

124 Im Anfang war der Klang und der Klang ward Wort. Das Wort als Ur-
125 Klang. Im Ur-Sprung alles Lebendigen ist das Wort als Ur-Klang
126 gegründet. „Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem
127 Wohllaut, Natur.“ schreibt er.
128
129 Dieser Zusammenklang machte mich neugierig auf einen ökologisch-
130 musikalischen Hölderlin, und ich machte mich auf weitere
131 Spurensuche in seinem Werk.
132 Was suchte Hölderlin in der „Allbelebende(n)Natur“? („Unsterbliche(s) auf
133 grüner Erde --- der Wurf des Sämanns (Patmos 361) Das Ur-sprüngliche, Reine, vom
134 Menschen Unberührte. Denn nur das ist ohne Einschränkung schön.
135 Heilsam. Offenbarung des „Göttlichen“. Natur verspricht Halt in all
136 ihren Erscheinungsformen. Die aber sind nicht auf Statik angelegt,
137 vielmehr auf Bewegung, Veränderung – und in aller Veränderung auf
138 Beständigkeit. Ohne Veränderung gibt es keine Beständigkeit. Tod und
139 Vergehen sind zugleich Voraussetzung alles Lebendigen auf unserem
140 Planeten – auch der kreativen Evolution.
141
142 Wo nun, fragte ich mich, findet sich in Hölderlins Metaphorik diese
143 Auffassung von der Natur als Einheit von Beschränkung und Fülle,
144 Begrenzung und Bewegung, Vergehen und Entwicklung, dieses
145 Streben nach Vereinigung der Gegensätze? Ich musste nicht lange
146 suchen. Seine Bildlichkeit war in meinen eigenen Lebenslauf
147 eingeschrieben, nun, da mein Blick auf unser Zentrum, die Erde, die

148 Natur gerichtet war, drängten sich diese Bilder Hölderlins, geradezu
149 auf: *Panta rei*. Alles fließt.
150 Welch ein Trost war es mir in meiner Kindheit gewesen, aus der Enge
151 des Elternhauses an den Rhein, ans Wasser zu fliehen floh, wo ich mich
152 geborgen fühlte - in der Freiheit. Hier bei den Weiden, den Pappeln,
153 Kribben und Kieseln, den Buchsteinen war ich zu Hause. Der Rhein
154 floss nach Rotterdam und ins Meer, strömte „ins Offene“, „Komm! Ins
155 Offene, Freund!“, und Hölderlin sprach aus, was ich seit frühester
156 Kindheit vernommen hatte: „Die Stimme war’s des edelsten der
157 Ströme,/des freigeborenen Rheins“, der sich freigekämpft hatte, aus
158 dem Schoß der „Mutter Erde“, Der „Freigeborene“ lässt sich nicht
159 zähmen „lachend zerreisst er die Schlangen“ er wächst weiter, bahnt
160 sich seinen Weg „unenthaltlich, aber gehemmt/von heiligen Alpen“
161 wo er sich durchkämpfen muss, bis er nach langer Wanderschaft zum
162 „Vater Rhein (wird) ...“, und liebe Kinder nährt/In Städten, die er
163 gegründet.//...,,
164 Was zeichnet sie aus, diese „Göttersöhne“ Hölderlins, den Rhein, den
165 Neckar, den Main, die Donau? Was haben sie gemeinsam?
166 Flüsse sind d a s Sinnbild für die Einheit von Wandel und
167 Beständigkeit. Fließen ist Bewegung und damit Veränderung; also
168 auch Mäandern, Ausweichen, Umwege und letztlich doch
169 zielgerichtete Bewegung. Immer auf ein Weiteres, Größeres gerichtet:
170 „Meerbreit ausgeht der Strom (Garonne Andenken 375).
171

172 Aber: (Ach, das herrliche Wörtchen „Aber“, eine Ode an das “ Aber“
173 schreiben müsste man) Aber: Der „lebendige Strom“ braucht das
174 Feste, die Begrenzung: das Ufer. Ein Bett. Flussbett. Sonst kommt
175 strömende Bewegung nicht zustande. Bewegung braucht Begrenzung,
176 damit das „lebendige“ Wasser als das Wasser des Lebens erhalten
177 bleibe. „Denn Ströme machen urbar das Land“ (Ister 377)
178 Die Flussmetaphorik erinnert uns: Freiheit braucht Regeln, Gesetze.
179 Auch menschliche Schöpferkraft muss sich schließlich den
180 Naturgesetzen unterordnen.
181 Und so finden wir bei Hölderlin eine deutliche Warnung vor einer
182 Entfremdung des Menschen von der Natur, vor den Folgen dieser
183 fatalen Worte: Machet euch die Erde untertan!
184 Hölderlin sieht den Menschen „ans eigene Treiben geschmiedet“
185 (Archipelagos) und geißelt seinen Umgang mit der Natur: “Ihr
186 entwürdigt, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch
187 lebt sie fort in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren
188 Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Aether, den verderbt ihr
189 nicht.“
190 Doch – „Verderben“ können wir! Ich habe das fast ausgetrocknete
191 Flussbett des Rheins bei Emmerich aus dem Sommer 2018 noch vor
192 Augen - und den „Äther“ der Großstadt im Atem.
193 Wie also lesen wir heute, nach über 220 Jahren, die Eingangsverse aus
194 der Hymne „Stuttgart“: (1799; 305)

195 „Wieder ein Glück ist erlebt. Die gefährliche Dürre geneset,/Und die
 196 Schärfe des Lichts senget die Blüte nicht mehr./Offen steht jetzt
 197 wieder ein Saal, und gesund ist der Garten,/Und von Regen erfrischt
 198 rauschet das glänzende Tal...“
 199 Ein festliche Stimmung wird heraufbeschworen, ein Fest unter
 200 freundlich gestimmten Menschen: “Kommt und reicht ihr Lieben, die
 201 Hand!das möge genug sein,..“
 202 Und das „Stuttgart“- Gedicht schließt mit einer geradezu
 203 beneidenswerten Zuversicht: :“Aber die größere Lust sparen dem
 204 Enkel wir auf.“
 205 Hoffen wir, dass der Hell-Seher Recht behält: „Oh göttlich muß sie sein,weil ihr zerstören
 206 dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt!-, Hyp 2.band. 2.
 207 buch)
 208
 209 Noch einmal zurück zur Flussmetaphorik.
 210 Festgefügt in seinem Bett kennt der „lebendige Strom“ keine Grenzen,
 211 Die Natur hat den Strom, den Fluss, zum Wanderer über die Grenzen
 212 bestimmt, zu einem, der Menschen verbindet, Lust macht aufs
 213 Unbekannte, zum Aufbruch , „in Offene“. Große Ströme wie Donau
 214 und Rhein verbinden Kulturen, machen neugierig auf Fremdes, lassen
 215 unterschiedliche Kulturen ineinander fließen, immer wieder klingt bei
 216 Hölderlin, nicht nur in seinen Flussgedichten, das Motiv der
 217 Gastfreundschaft an.
 218 „Wenn.../In lebenswürdiger Fremde...die Sonne sticht/und das Herz
 219 der Erde tuet /sich auf, wo um/...des Sonntags unter

220 Tänzern/Gastfreundlich die Schwellen sind/an blütenbekränzten
221 Straßen, stillegehend./Sie spüren nämlich die Heimat;/...“
222 Heimat und Fremde gehören zusammen, werden erfahrbar nur in
223 Kenntnis des anderen.“euch einzuladen bin ich zu euch
224 ...gegangen/Dass, wenn die Reise zu weit nicht ist,/zu uns ihr
225 kommet.“ (Hyperion).

226 Wie heißt es doch in dem Distichon „Wurzel allen Übels“ so
227 zutreffend: „Einig zu sein, ist göttlich und gut;woher ist die Sucht
228 denn/Unter den Menschen, dass nur einer und eines nur sei?“
229

230 Bleibt die Hoffnung auf die „Heilige Natur! du bist dieselbe in und
231 außer mir. Es muss so schwer nicht sein, was außer mir ist, zu vereinen
232 mit dem Göttlichen in mir...Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich,
233 warum sollte denn ich nicht pflanzen können und bauen, was not ist?“
234 (Hyperion 1, 2.buch 668)

235 Wenn nur der Mensch verstünde, von ihr, der „heiligen Natur“ zu
236 lernen. Es verstünde, die Betrachtung ihrer Gesetze zur Grundlage
237 seiner Welt-Anschauung zu machen. Sich nicht als „Krone“, sondern
238 als Teil der Schöpfung zu begreifen: Eins in allem. So wie in der Natur
239 eines auf das andere angewiesen ist, die Organismen nur in der
240 Gemeinschaft, in ständigem Austausch funktionieren, lebendig
241 bleiben, sich fortentwickeln, sollen auch die Menschen füreinander da
242 sein. Nur so entsteht Ausgewogenheit. Harmonie: Im Verhältnis des

243 einzelnen mit sich selbst, der Menschen untereinander, in der
244 Gesellschaft, der Welt.
245 Auf dass „die Erde dadurch wieder (werde), was sie am Anfang war -
246 Lehrerin der Menschheit.“
247 Der Mensch muss seine Kultur im Einklang mit der Natur gestalten,
248 eine organische Einheit anstreben.
249 „Oh ihr, die ihr das Tiefste und Beste sucht in der Tiefe des Wissens,
250 im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im
251 Labyrinth der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! Wisst
252 ihr seinen Namen? Den Namen deß, das Eins ist und Alles? Sein Name
253 ist Schönheit.“ (Hyperion)
254 Vom Dichter als „Blüte der Natur“ erwartet Hölderlin, dass er dazu
255 beitrage, den Frieden allen Friedens, der höher ist als alle Vernunft
256 wiederzubringen, uns mit der Natur zu vereinigen zu Einem
257 unendlichen Ganzen, das ist das Ziel unseres Strebens....Jene
258 unendliche Vereinigung..ist vorhanden als Schönheit,“(Vorrede zur
259 vorletzten Fassung Hyperion1795)
260 In der Kunst, der Poesie– ob als trauernde Erinnerung um den
261 vergangenen Glanz des antiken Griechenland oder in sehnsuchtsvollen
262 Utopien - findet Hölderlin die Verbindung zwischen dem Ich und der
263 Welt, die auf diese All-Einheit verweist. Man übersetze sich diese All-
264 Einheit getrost in sein eigenes Gottesbild. Jedes Kunsterlebnis, das
265 mich ergreift, lässt mich ahnen oder versichert mich sogar, dass es
266 mehr gibt, als wir auf Erden sind, sehen und haben, es verweist auf ein

267 religiöses Gefühl. Bei Hölderlin heißt das dann: „So wäre alle Religion
268 ihrem Wesen nach poetisch.“ (Über Religion). Und im „Hyperion“
269 führt er aus: „Das erste Kind der menschlichen und göttlichen
270 Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche
271 Mensch sich selbst. Er will sich selbst fühlen, darum stellt er seine
272 Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn
273 im Anfang war, der Mensch und seine Götter Eins, da er sich selber
274 unbekannt, die ewige Schönheit.“ (Hyp.)

275 Allein – die Natur kann nicht ins Reich der Mythen verwiesen werden.
276 Sie ist. Und wir als Teil von ihr auch. Sterblich. Vergänglich. Erlaubt
277 die Natur Sicht-weisen? Anders als Menschengemachtes erlaubt sie
278 das nicht. Sie ist gesetzt. Gesetz. Sein und Werden sind eins. In
279 ständigem Wandel. Dieses Verständnis sucht Hölderlin für sein
280 Weltbild fruchtbar zu machen. Das Prosafragment „Das Werden und
281 Vergehen“ sucht diesen Zusammenhang, der durchaus Assoziationen
282 zur Evolutionsbiologie nahelegt, in Worte zu fassen. Kurz gesagt:
283 Neues kann nicht entstehen, wenn Altes nicht vergeht, bzw. im Neuen
284 aufgeht: das überträgt Hölderlin auch auf geistige Prozesse. „Aus
285 dieser tragischen Vereinigung des Unendlich neuen und Endlich alten
286 entwickelt sich dann ein neues Individuelles...“, so Hölderlin.

287 Eine neue Welt entsteht aus der Auflösung der alten. Jeder
288 „Untergang“ ist auch ein „Übergang“, wo eine „Auflösung“ der alten
289 Welt stattfindet, bis es schließlich zu einer „Erinnerung der
290 Auflösung“ kommt, ein dynamischer, durchaus auch beängstigender

291 Prozess. Wer fühlte nicht auch heute im Alltag den Andrang einer
292 diffusen, vielfach gebündelten Kraft, mit der sich Neues, Unbekanntes,
293 in unsere gewohnten gesellschaftlichen Muster und Gewohnheiten
294 drängt?.

295

296 Bei der Vorbereitung meines Textes zur „Urknallkanate“ begegnete
297 ich auch Texten von Werner Heisenberg und dann, bei der Lektüre zur
298 Vorbereitung dieses Vortrags, fielen mir die verwandten Denkmuster
299 von Naturwissenschaftler und Dichter auf. Für Heisenberg waren auch
300 die philosophischen Konsequenzen der Quantenphysik wesentlich.

301 Dass ein einzelnes Teilchen nur Bedeutung in Verbindung mit dem
302 Ganzen gewinnt, es Ganzes nicht geben kann ohne seine Teilchen:
303 genau das lernt auch der Dichter von der Natur. Dichter und
304 Wissenschaftler wissen, dass kein Einzelnes, kein Lebewesen getrennt
305 vom anderen existieren kann. Es geht darum, diese Be-ding-theit zu
306 erkennen, zu verstehen wie alles von allem abhängt, wie alles mit
307 allem verbunden ist, so Heisenberg in seinem Buch „Der Teil und das
308 Ganze.“ Seit der Quantenphysik haben wir für das Heraklitsche hen
309 kai pan eine naturwissenschaftliche Bestätigung.

310 Die Schlüsse, die Heisenberg daraus zieht, sind denen Hölderlins
311 durchaus ähnlich, und wir verstehen das heute noch klarer: Mitgefühl
312 und die Einsicht in die Verbundenheit nicht nur alles Lebendigen,
313 sondern aller materiellen wie geistigen Dinge müssten wieder im
314 Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns stehen. Materielle und

315 geistige Belange gehören zusammen: „Die Dichter müssen auch/die
316 geistigen weltlich sein.“(Der Einzige 350)

317

318 „Weltlich sein“: Was hieß das für Hölderlin, der nichts anderes wollte
319 als Dichter sein? Immerhin war es ihm, gegen den Willen der Mutter
320 gelungen, dem Pfarrerberuf auszuweichen. Stattdessen verdingte er
321 sich, kaum glücklicher, als Hauslehrer. Bedeutsam vor allem war seine
322 Stellung bei der Bankiersfamilie Gontard, wo er sich in die Hausfrau,
323 Susette Gontard, seine Diotima, verliebte. Was dazu führte, dass er das
324 Haus verlassen musste, und sich nun als ein „armer Unberühmter“, wie
325 er sich in einem Brief an Susette Gontard nennt, um einen „geltenden
326 Posten in der gesellschaftlichen Welt“ bemühen musste. Ein
327 „humanistisches Journal“ will er gründen, die Zeitschrift „Iduna“.
328 Durch lebendige „Bildung“ und Poesie solle die Zeitschrift den
329 „gemeinschaftlichen Charakter“ der Menschen „fördern“, und im
330 „harmonischen Wechsel der „Töne“ und Stimmen die Gesellschaft in
331 „Einem Geiste“ veredeln.

332 Der Plan scheitert, vor allem, weil Schiller ihm seine Unterstützung
333 versagt. Doch auch andere wenden sich von ihm ab.

334 Das muss ihn, den gläubigen Sänger der Harmonie, der Einheit und
335 Gemeinschaft, tief verunsichert haben; denn: „...Gut ist es, an andern
336 sich/ zu halten. Denn keiner trägt das Leben allein“ (Die Titanen.408)

337 Monate später sucht er in einem Gedichtentwurf diese Zurückweisung
338 zu verarbeiten: “Was wehest du wieder Lüftchen, wie einst/es rauscht

339 in allen Hainen und/Wollt ihr vergangene Tage/mich mahnen o
340 schonet mein/Und laßt mich schlafen/Da wandtet ihr euch alle von
341 mir. (Palinodie, Entwurf)

342

343 Eine Lebens-und Schaffenskrise bahnt sich an. „Ein wenig bunt im
344 Kopf“ sei ihm, schreibt an den Bruder (1801) und er fühlt sich einsam.
345 Aber auch keinem länger verantwortlich. Nun setzt Hölderlin darauf,
346 was ihm als „eignes beschieden“ ist. „Immer besteht ein Maß/Allen
347 gemein/doch jeglichem auch ist ein eignes beschieden.“ heißt es in der
348 unübertroffenen Hymne „Brod und Wein“, wo „das offene Meer
349 rauscht“ , von Zeile zu Zeile fordernder, sich über das „Maß/Allen
350 gemein“ hinwegzusetzen.

351 Die ganze Erde, die freie, dient dem „heimatlosen Sänger“ als
352 „Vaterland“. Der Dichter als Sänger und Wanderer, als Kosmopolit. Der
353 sein Vaterland in der Muttersprache mit sich trägt.

354 „Sei du Gesang, mein freundliches Asyl“, so Hölderlin (246, beißner
355 255). Eine Zeile, die mich an Hilde Domin erinnert: “Nirgends
356 sesshaft außer im Wort.“

357 In den lyrischen Sprachformen Hölderlins bricht sich nun das Maß-
358 lose, Unermessliche, zusehends Bahn. Der Dichter möchte sich „das
359 Heiligtrunkene gönnen,/Gönnen das strömende Wort“. „Ins Offene“
360 geht es nun, „wer..Möchte es hindern und wer möchte uns die Freude
361 verbieten? Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht,

362 Aufzubrechen. So komm! daß wir das Offene schauen, Daß wir ein
363 Eigenes suchen, so weit es auch ist.“ (Brot und Wein.)
364 Das „Heiligtrunkene“ hat das „heilignüchterne“ verdrängt. Dionysos,
365 der Gott des Weines, der Zügel-Losigkeit herrscht. „Zum Tone möchte
366 man werden und sich vereinen in Einem Engelsgesang.“(Hyperion)
367
368 Und wie begegnet es uns nun, dieses „Heiligtrunkene“? Hatte dieses
369 „strömende Wort“ die Dichtung Hölderlins nicht schon immer so
370 unverwechselbar gemacht?
371 Hölderlin schrieb hörend, lebte „musikalisch“. Lernte Klavier und
372 Flöte, spielen, „die Flöte mein einziger Trost“. Noch im Tübinger Turm
373 nimmt er Zuflucht zum Klavierspiel, besonders wenn Menschen
374 kommen, die er nicht kennt. „Für Musik und schöne Natur ist ihm ein
375 Sinn geblieben“, so eine Besucherin. (bert 326),
376 Doch zuallererst wird sein musikalisches Gehör ein anderes Instrument
377 geprägt haben: die Orgel. Für den Sohn einer pietistisch frommen
378 Mutter war der sonntägliche Kirchgang Pflicht, und auch ich erinnere
379 mich aus meiner Kindheit sehr wohl des gewaltigen überwältigenden
380 vieltönigen „heiligen Donners“. Hölderlins Ohren, sein sprachliches
381 Klangempfinden, hat dieser Orgelton offenkundig geprägt. Hölderlin
382 schreibt sozusagen mit Pedal. Die Wörter tönen von Zeile zu Zeile
383 fort, überlagern einander und vereinigen sich, trennen sich wieder,
384 locken neue hervor. Diese Möglichkeit der Bündelung von Sinn und
385 Klang, die einander anregen und sich miteinander versöhnen, im

386 Gleichgewicht halten, kein Oben kein Unten, kein Haupt und Neben
387 erzeugen aus vielen Einzelnen ein Ganzes, Eines im Anderen: Eine
388 universale, bestrickende Harmonie. „Hölderlins Dichtung ist von der
389 mächtigen Klangfülle großer Symphonien. Er schlägt nicht einzelne
390 Töne an, die sich zu linearen Melodien verbinden. Hölderlin greift
391 Akkorde- Akkorde, die in den Silben, den Zeilen, ja Strophen in ihrer
392 ganzen Wucht nachhallen...“ So habe ich vor 25 Jahre in „Gedichte
393 für Gedächtnis“ zur Ode „Lebenslauf“ angemerkt.
394 „Alles sei Rhythmus“, soll Hölderlin gesagt haben „ wie auch jedes
395 Kunstwerk ein himmlischer Rhythmus sei.(...) Die Gesetze des
396 Geistes seien metrisch, das fühle sich in der Sprache ... und solange
397 der Dichter ... nicht vom Rhythmus fortgerissen werde, solange habe
398 seine Poesie noch keine Wahrheit.“ (Bettina v Brentano an Sinclair)
399
400 Die Musik, der harmonische Klang, stehen Hölderlin für das Wahre
401 schlechthin. Auch wird er den Text von Herder „Über den Ursprung
402 der Sprache“ (1770) gekannt haben, wo es heißt „das Ohr“ ist der
403 „erste Lehrmeister der Sprache“. „In allen Sprachen des Ursprungs
404 tönen noch Reste dieser Naturtöne...“ Sprache war auch für Herder
405 eine „Weiterführung der Schöpfung“.
406 Zu diesem Ur-Sprung möchte Hölderlin seine Sprache zurückführen,
407 zurück zur Quelle, zur Reinheit, zum freigebohrenen Wort, freigebohren
408 wie das Wasser des Rheins, dem „freigebohrensten der Ströme“.

409 Im Anfang war das Wort. Das gesprochene Wort. Der Klang. Die
410 Naturwissenschaft spricht vom „Ur-knall“. Töne, Klänge, Geräusche
411 sind überall in den Schöpfungsmythen der Völker zu finden. In der
412 Suche nach einer Sprache vor dem Wort, vor den Gegensätzen von Gut
413 und Böse, Hell und Dunkel,...nach dem Ur-Ton, dem Ur-licht. Bevor
414 Gott sprach: Es werde Licht.

415 Hölderlin sucht nach einer Sprache, die nicht lügen kann. Das kann
416 allein die Ton-Sprache. Und die Sprache der Natur, genauer, ihr
417 Gesang der Naturstimmen im Donnern, Rauschen, Strömen, in Vogel-
418 und Tierstimmen. „Mit Stimmen erscheint Gott als /Natur von
419 außen“. (Der Einzige.)

420 Der Dichter kann diesen Schöpfungsakt, dieses Sichtbarmachen des
421 göttlichen Ursprung in der Dichtung hörbar machen: Poesie als Gesang
422 ist die Muttersprache der Menschen. Die Teilung von Klang und
423 Bedeutung ist im dichterischen Wort aufgehoben. Sprache im Gedicht
424 ist ein organisches Wesen: „Worte wie Blumen“ heißt es in „Brot und
425 Wein“. Und „Der Sprachen manche steigen wie Quellen auf/Daß
426 gleich den Blumen unsere Tage sind.“ (Entwurf Ermunterung)

427 Nur das lebendige, tönende, gesprochene Wort ist Hölderlin heilig, so
428 wie die anderen Stimmen des Natur. In der Schrift steht die ratio im
429 Vordergrund, das Menschengemachte, Abstrakte. Im gesprochenen
430 Wort dominiert der sinnliche Anteil, die natürliche Wurzel, der Klang.
431

432 Mit welchen Mitteln versucht nun Hölderlin dieser Ur-sprache nahe zu
433 kommen? Einmal, indem er dem Klang vertraut, dem „sound“ würde
434 man heute sagen und es damit genauer treffen, eben weil dieser sound
435 den Vorgang ungenauer benennt, breiter, weniger strukturiert, weniger
436 nach „den Regeln der Kunst“, der Sprache der Grammatik und des
437 alltäglichen Sprachgebrauchs. Hölderlin versucht Sinn herzustellen,
438 indem er ihn hintertreibt; versucht, das lineare Prinzip der Wörter wie
439 wir es aus Denken und Reden gewohnt, sind zu ignorieren, indem er
440 seiner Gegenstand umkreist und so die gewohnte Abfolge von Subjekt
441 Prädikat Objekt zu unterlaufen versucht durch ein kreiselndes,
442 einkreisendes Sprechen, ein auf die Einheit von Subjekt und Objekt
443 zielendes Sprechen. Mich erinnert dieses Verfahren an den Maler
444 Francis Bacon, der seinen Gegenstand unerbittlich umzingelt, bis
445 dieser ihm sein Wesen-tliches kundtut.

446 Nur ein Beispiel: „Gott an hat ein Gewand“ –lautet eine Zeile aus
447 Griechenland, 3. Fassung)

448 Das hat Kraft, göttliche Kraft – allein durch den durch die
449 Wortstellung erzeugten Klang.

450 Wieso? Gott hat ein Gewand an: eine unüberhörbare Verschiebung ins
451 Banale.

452 „Meerbreit ausgeht der Strom“ (Andenken)

453 Oder:

454 Nah ist/und schwer zu fassen/ der Gott...“ Klingt das nicht wie die
455 ersten Takte der 5. Sinfonie von Beethoven?

456 Versuchen wir es selbst. Nehmen wir ihn beim Wort. Beim
457 „strömenden Wort“, lassen wir die Wörter rauschen -- der Fluss
458 rauscht, der Klang rauscht, wir lassen uns be- rauschen. Wörter,
459 Gedichte sind Klangkörper.
460 „...nimmer sieht der Tod/unser Auge, wie sängen/Sonst wir jedem
461 den eigenen Gott?“ versichert uns Hölderlin in „Dichtermut“. Zögern
462 wir nicht, unseren „eigenen Gott“, eine Ahnung unserer eigenen Natur,
463 in seiner Dichtung zu suchen.
464 Hölderlin gelingt es, etwas hörbar zu machen, was nicht
465 ausgesprochen wird, das hinter die wörtliche Aussage führt, besser:
466 durch sie hindurch. Er hört durch. Er hört das Unhörbare. Das Un-
467 erhörte. Dieses Ringen um das Unhörbare, um das ‚Und Gott sprach‘
468 um das ureigenste Schöpfungswort, das „Zauberwort“ durch das „die
469 Welt.. zu singen“ anhebt (Eichendorff) das Bemühen, das „Eins in
470 Allem“ zur poetischen Sprache zu bringen, wird immer unerbittlicher,
471 verzehrender.
472 Als Hölderlin die Kraft und die Zuversicht verloren hatte, lösen sich
473 die Formen, nicht nur die linearen, auf, die Kreisbewegungen
474 zerbrechen, zerfließen, der Sprachfluss verliert seine Ufer, verliert sich
475 im Über-Fluss und schließlich im Untergang. Aus der Auflösung der
476 alten Regeln, der Gesetze von Rhythmus und Klang, erwächst ihm
477 keine neue Ordnung. Zurück bleiben Bruchstücke, die
478 zusammenzufügen der Dichter keine Kraft mehr hatte. Und doch:
479 Auch in diesen Entwürfen, diesen Auflösungen aus Erstarrtem, diesem

480 Streben, das noch (oder nicht mehr) in neue Formen findet, spüren wir
481 die Sehnsucht nach dem Übergang in jenes „Eins im Allem“, was zu
482 einem immer konsequenteren Entzug des Sinns aus den Wörtern
483 beitrug. Allein der Klang suggeriert noch Geschlossenheit, „Eins in
484 Allem“, doch die Wörter stehen vereinzelt über die Seiten verteilt,
485 einsam- so wie sich Hölderlin gefühlt haben mochte, von den
486 Freunden, den Menschen verlassen.

487 Indes: Reine Tonsprache ist sinn-leere Sprache, Sinn im Sinne von
488 Information; kann nicht lügen, nicht täuschen und nicht ent-täuschen,
489 aber auch nichts mehr mit-teilen.“. Ist Hölderlin am Ziel?

490 Und das Wort ist Klang geworden – „Ein Zeichen sind wir
491 deutungslos/schmerzlos...“ Im „Offenen“ angelangt? Was ja auch
492 heißt: im Ungewissen. Oder auf dem Weg zu einem neuen Ur-sprung?
493 Dem A-Ton-alen? Kaum ein anderer Dichter ist von den Komponisten
494 des 20. Jh. so häufig vertont worden wie Hölderlin.

495

496 Und Hölderlin? Kämpft um sein „Eins in Allem“, bis er aufgibt.
497 Nach seiner Rückkehr von einer Hauslehrerstelle in Bordeaux
498 veranlasst die Mutter schließlich wegen seines auffälligen Verhaltens
499 seine Einweisung in eine Irrenanstalt, später bringt sie den als
500 unheilbar Entlassenen bei der Zimmermannsfamilie Zimmer im
501 Tübinger Turm unter. Dort schreibt Hölderlin seine spätesten, seine
502 „Turmgedichte“.

503 Vierzeiler schreibt er, die noch einmal durch-blicken – aber nicht mehr
504 in das All-Eine, vielmehr zunächst noch die eigene Lage schonungslos
505 aussprechen können:

506 “Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
507 Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen!
508 April und Mai und Julius sind ferne,
509 Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!“

510

511 Schreibt er 1811, nach den ersten drei Jahren im Turm.

512 Und ein Jahr später:

513 An Zimmer

514 „Die Linien des Lebens sind verschieden,
515 Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen,
516 Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
517 Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.“

518

519 „Größeres wolltest auch du“, beginnt eine seiner schönsten Oden
520 „Lebenslauf“, gerade drei Jahre vor den Turmgedichten geschrieben,
521 „aber die Liebe zwingt/All uns nieder, das Leid beuget
522 gewaltiger/Doch es kehret umsonst nicht/Unser Bogen, woher er
523 kommt“

524 Hölderlin hat „alles geprüft“ und sich schließlich die Freiheit
525 genommen „die Freiheit/Aufzubrechen, wohin er will.“

526

527 In der Tat hat er seine Sendung als Dichter erfüllt:

528 „Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern/Ihr Dichter, mit
529 entblößtem Haupte zu stehn,/Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigener
530 Hand/Zu fassen und dem Volk, ins Lied gehüllt,/Die himmlische Gabe
531 zu reichen.“ (Wie wenn am Feiertage; Auch hier wieder Lobpreis der Natur als Fundament allen
532 Lebens, in dem alle Menschen ihren Platz haben)
533 Ja, Hölderlin hat den Blitz, das himmlische Feuer, „mit eigener Hand“
534 ergriffen, hat es auf sich genommen, das es ihn versengt, „...denn
535 nimmer siehet den Tod/unser Auge, wie sängen/ Sonst wir jedem den
536 eigenen Gott?“ (Dichtermut) Jedem den eigenen Gott zu singen -
537 diesen Auftrag des Dichters zu erfüllen, hat er auf herzzerreißende
538 Weise sogar noch in seinen Turmgedichten zu erfüllen versucht, wenn
539 er auf Bitten seine Vierzeiler reimte.

540

541 Der Hell-Seher Hölderlin: Der es auf sich nahm, der Erleuchtung nicht
542 auszuweichen um einen Ein-Blick zu tun in eine Welt nicht von dieser
543 Welt, so überwältigend, dass es ihn zuletzt geblendet hat.

544 Hatte sein „Dichtermut“ den Hell-seher Hölderlin, der es wagte, hinter
545 die Erscheinungen der Natur zu sehen, hinter die Dinge zu sehen, die
546 sich ihm auch „im heiligen Blitz“ offenbarten, hatte dieses Ent-setzen
547 schließlich seinen Geist geblendet, verdüstert? War es dieses Grauen
548 vor dem Unaussprechlichen, das ihn wieder zurück zu den Wurzeln
549 der Natur, den einfachen Erscheinungsbildern geführt hatte? Hatte er
550 den menschlichen Augen-Blick in das „Göttliche“ hinter den
551 Naturerscheinungen nicht ertragen? Hatte er im wahrsten Sinn des

552 Wortes die Fassung verloren? Fassungslos im Leben und in der
553 Dichtung?
554 Und die Fassung für kurze Zeit doch wiederfindet, wenn er
555 zurückkehrt zu dem, was ihn bestimmte. Besucher berichten, wie er
556 beim Schreiben wieder zu einem geistvollen lebendigen Mann wurde,
557 im Unterschied zu seiner floskelhaften, oft sinnlosen Konversation, der
558 sinnvollen Sprache mächtig. „Wenn er, am Pulte stehend, seine
559 Gedanken zu „dichtenden Gebet“ zu sammeln rang; da war alle
560 Ängstlichkeit von der gedrückten Stirne weggeflohen, und eine stille
561 Freude verbreitete sich darüber; man mochte noch so laut um ihn her
562 sich unterhalten ihm über die Schulter sehen, nichts vermochte ihn da
563 zu stören...(Gottlob Kemmler)
564
565 Zum „Wesentlichen“ kehrt er zurück: zur Natur und zu einer einfachen
566 Form. Nein, „fortgerissen“ wird Hölderlin in diesen späten Gedichten
567 vom Rhythmus nicht mehr, vielmehr sucht und findet er in den
568 strengen Regeln Halt und Harmonie.
569 Ausgelassen wird in diesen spätesten Gedichten auch weitgehend alles
570 Individuelle, es gibt kein „Ich“ mehr und kein „Du“, keine subjektiven
571 An-Sichten der Welt. Es verschwinden auch die Wörter „Frau“
572 „Mann“ „Kind“ „Gott“ und „Wir“ aus den Gedichten. (1812) Wenn es
573 1812 noch heißt: „...kann dort ein Gott ergänzen.“ heißt es 20 Jahre
574 später : “dass die Natur ergänzt“, was das Leben auf Erden versagte.
575 Ob Hölderlin „Gott“ in der „Natur“ sah? Wir wissen es nicht.

576 Die Natur ist ihm das Absolute, das Ewige, Verlässliche. Im Wechsel
577 der Jahreszeiten verspricht sie ihm Dauer im Wechsel, ist ihm Sinnbild
578 für den Lebensprozess des Menschen. Hier in seinen letzten Gedichten
579 finden wir den Zusammenklang der Jahreszeiten und Lebenszeiten
580 wieder.

581 Das Dichten selbst, der Vorgang der Kreativität, macht glücklich in der
582 Erfahrung des Ein in Allem, der vollkommenen Harmonie, dem
583 Zusammenklang. Eine positiv gestimmte Gelassenheit durchzieht die
584 Gedichte; nur sehr selten tauchen die Wörter, „Klage“, „Not“ oder
585 „Tod“ auf, und dann nur in der Verneinung. Weder „Gefahr“ noch
586 „das Rettende“ spielen eine Rolle.

587 Der Winter
588 Wenn ungesehn und nun vorüber sind die Bilder
589 Der Jahreszeit, so kommt des Winters Dauer,
590 Das Feld ist leer, die Ansicht scheint milder,
591 Und Stürme wehn umher und Regenschauer.

592
593 Als wie ein Ruhetag, so ist des Jahres Ende,
594 Wie einer Frage Ton, dass dieser sich vollende,
595 Alsdann erscheint des Frühlings neues Werden,
596 so glänzet die Natur mit ihrer Pracht auf Erden.

597
598 Gedichte der Hoffnung und Zuversicht, taghelle Gedichte erwachsen
599 aus dieser „Umnachtung“, immer wieder wird der Frühling besungen,
600 die „prächtige Natur“, „lebende Natur“, ihr „immerneues Wesen“. Die
601 Existenz der Natur wird absolut gesetzt, die Dinge sind was sie sind,

602 nie wieder verlocken sie den Dichter,einen durch-dringenden Blick,
603 hinter die Dingwelt zu tun. Die Naturer s c h e i n u n g e n s i n d. der
604 Dichter versucht nicht mehr, eine Beziehung herzustellen, sondern
605 begnügt sich mit einer wohligh willigen Einfügung. Bild und Sinn-Bild
606 fallen in eins. Mit Naturbildern, Musik, Gesang und Lied sucht sich
607 der Dichter zu versichern: So ist es. Und: So wie es ist, ist es gut.
608 Natur ist Herrscherin;

609

610 Der Frühling

611 Wenn aus der Tiefe kommt der Frühling in das Leben,
612 Es wundert sich der Mensch und neue Worte streben
613 Aus Geistigkeit, die Freude kehret wieder
614 Und festlich machet sich Gesang und Lieder.

615

616 Das Leben findet sich aus Harmonie der Zeiten,
617 Dass immerdar den Sinn Natur und Geist geleiten,
618 Und die Vollkommenheit ist eiens in dem Geiste,
619 So findet vieles sich, und aus Natur das meiste.

620

621 Am Tag seines 74. Geburtstags hat Hölderlin dieses Gedicht
622 geschrieben, unterzeichnet : „Mit Untertänigkeit Scardanelli“, wie die
623 meisten seiner letzten Gedichte. Warum? Das wird wohl rätselhaft
624 bleiben.

625

626 „Die Zufriedenheit“ ist eines der frühen Turmgedichte um 1810. Hat
627 Hölderlin, so wie es dieses Gedicht, (die späten Gedichte überhaupt),
628 nahelegt, seinen Frieden, efunden? Wenn ja, dann um einen hohen
629 Preis. Was bleibt sind die Worte „Mensch“ und „Menschheit“, neben
630 „Leben“ die häufigsten Substantive. Das „Leben“, nicht das
631 Lebendige. Der „Mensch“, nicht das Menschliche. Dem „Leben“ fehlt
632 das Lebendige.

633

634 Hölderlins späte vollkommene Welt kann nur fern von der
635 gesellschaftlichen Realität, vom Leben der Lebendigen existieren, wo
636 innere Teilnahme, Empathie, Mitgefühl verloren sind.

637

638 Doch festzuhalten bleibt: Bilder der Natur als das Ewige, Verlässliche,
639 das Bild des „Eins in Allem“ und der Klang, der Ton, der sound, sie
640 machen seit seinen ersten Gedichten – „Als ich ein Knabe war“ - bis in
641 seine letzten Zeilen die Grundlage Hölderlinscher Dichtung aus.

642

643 Was spricht dagegen, aus diesem Verständnis eine Mahnung des
644 Dichters an uns zu lesen: Dass wir Erdenmenschen nichts anderes
645 haben als diese Natur, unsere Heimat, uns allen gemeinsam – hen kai
646 pan – Eins in Allem. Hölderlins Hell-Sicht, sein globaler Blick in
647 unsere Gegenwart, seine Mahnung ist verstörend aktuell: „Eins zu sein
648 mit allem was lebt.“

649 Der Mensch muss sein Leben im Einklang mit der Natur bestehen, eine
650 organische Einheit anstreben. Unserer rationalen, vorwiegend auf
651 grenzenloser Freiheit und damit allzu häufig auf dem Recht des
652 Stärkeren basierenden Weltsicht steht Hölderlin mutig und hell-sichtig
653 entgegen. Und stehen nicht auch wir an einer Zeitenwende, nein,
654 suchen wir nicht schon mitten in einer Zeitenwende festen Boden unter
655 den Füßen? Diese Erde ist unsere einzige Heimat. Harmonie mit der
656 Natur ist unser Schicksal. Das aber meint nicht nur Sorge um bedrohte
657 Arten, Gletscher, Tiere, Pflanzen. Es meint gleichermaßen die Sorge,
658 mehr noch und vor allem Mit-Leiden und Mit-Gefühl für unsere Mit-
659 Menschen. Und uns: Das sind wir 7,5 Milliarden Menschen rund um
660 den Erdball. Sind wir bereit, unseren Wohlstand zu teilen? Oder
661 werden wir, die Satten, irgendwann auf die Hungrigen schießen? Und
662 das auch noch moralisch rechtfertigen? Als Notwehr,
663 Selbstverteidigung?
664 Vergessen wir nie: „Eins zu sein mit allem was lebt“. Denn das ist das
665 Gesetz der Natur. Wir müssen es begreifen. Das ist d a s Gesetz der
666 Natur wie auch das unserer Zivilisation, der Kultur, des gerade
667 begonnenen, des, so muss man hoffen, des nächsten Schrittes der
668 Evolution, der kulturellen Evolution.
669
670 Hierbei könnte ich es nun belassen, doch ich kann es nicht lassen, dem
671 Hell-Seher in seiner Hell-Sicht zu folgen.

672 Vor 100 Jahren feierte man Hölderlin als „vaterländischen Sänger“, 50
673 Jahre später als Freiheitskämpfer, heute, 50 Jahre später, habe ich mir
674 meinen ökologisch-musikalischen Hölderlin erlesen.
675 Und in 50 Jahren? Zum 300. Geburtstag? Die heute 20, 30 jährigen
676 unter uns können den locker feiern. Wen oder was werden sie dann aus
677 Hölderlins Mythen und Metaphern befreien? Wird eine KI seine
678 Fragmente aus der Spätzeit zu Ende schreiben, so wie es gerade mit
679 der 10. Sinfonie Beethovens geschieht? Hölderlin 2.0?
680 Hier sollte – bis auf einen Schlusssatz – meine Beitrag enden, wäre ich
681 nicht am 14. März auf einen Artikel in der“ Literarischen Welt“
682 gestoßen: Zwei Linguisten haben ein neuronales Netz mit 10.000
683 Hölderlinzeilen trainiert, auf dass dieses sich seinen „digitalen
684 Hölderlin9000“ mit, - naja, sagen wir es neutral - niedagewesenen
685 Versen schuf.
686 Zum Beispiel:
687 Daß ich das Kind der Jugend,
688 Wie die Liebe das geschweigende Land,
689 Und der Strom und kühner Freudentage
690 So schien der Gesang der Morgen ihm auf,
691 Mich liebend der Tränen,
692 Mit uns ihr mich nicht!“
693
694 Welche ahnungsvollen Worte legt Hölderlin in seinem Stück „Der Tod
695 des Empedokles“ dem naturgelehrten Philosophen in den Mund? Den

696 hellsichtigen Satz: „Euch ist nicht zu helfen, wenn ihr euch nicht selber
697 hilft!“. Anders „wächst das Rettende“ nun mal nicht!
698 Ulla Hahn